

... saß ich am Bett einer Frau. Malerin. Kinderbuchautorin. Gehirntumor.

Als ich sie zum ersten Mal sah, saß sie im Bett mit einer auffallend schönen, gewebten Kappe auf dem Kopf und empfing Besuche. Sie konnte kaum stillsitzen, so ungeduldig war sie das Bett wieder zu verlassen. Sie hatte eine Ausstellung in Mailand zu organisieren und war gerade dabei ein Haus auf einer Insel für sich und ihre Familie einzurichten. Sie war nicht ungut oder arrogant. Nur sehr selbstsicher und daran gewöhnt sich um alles und alle zu kümmern.

Jetzt, ein dreiviertel Jahr später, saß sie da und starrte. Wenn der Löffel ihren Mund berührte, öffnete er sich, die Zähne kauten, was man hineinschob und irgendwann rutschte das Gekaute die Speiseröhre hinunter. Aus dem linken Mundwinkel sickerte Speichel. Er zeichnete eine rote Spur bis übers Kinn, dann verlief er sich in den Falten am Hals. Die Augen bewegten sich ständig hin und her. Ich setzte mich zu ihr. Keine Minute und mir rannen die Tränen übers Gesicht. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich saß da, schaute sie an und mir rannen die Tränen übers Gesicht.

Später, als ich im Bus saß und trüb vor mich hin starrte, hörte ich sie auf einmal sagen: „Schicken Sie’s an fünfzig. Schicken Sie’s an hundert. Einmal kommt es nicht mehr zurück.“ Bei unserem ersten Gespräch hatte ich ihr erzählt, dass ich auch schreibe und dass mein Manuskript von den Verlagen, an die ich es geschickt hatte, abgelehnt worden war. Da hatte sie mir diesen Rat gegeben. Jetzt, als ich wie ein leerer Sack im Bus vom Stuhl hing, hörte ich ihn wieder. Ich richtete mich unwillkürlich auf, als hätte mir jemand unter die Arme gegriffen. Sie hatte völlig Recht. Ich darf mich nicht abschrecken lassen. Nicht von ein paar Absagen, nicht von ihrem Leid. Ich darf heulen, wenn mir danach ist. Ich darf entsetzt sein. Aber ich darf mich nicht abwenden. Ich darf nicht aufhören zu begreifen, was mich berührt, sonst hören wir auf zu leben. (Dass das Leid nicht weniger wird, nur weil man es aus dem Gesichtsfeld verbannt, bis man blind ist, ist ein kleiner Aspekt davon.)

Eine Woche später war ich noch einmal bei ihr. Sie lag ganz ruhig. Die Augen bewegten sich nicht mehr. Nur der Speichel rann nach wie vor aus dem linken Mundwinkel. Ich streichelte ihr kaltes, aufgedunsenes Gesicht. Ab und zu hob sie den einen Arm, den sie noch bewegen konnte und streckte mir die Hand entgegen. Ich bedankte mich bei ihr und versprach meinen Weg aufrecht weiter zu gehen, so wie sie ihren aufrecht weiter ging. Diesmal spürte ich ihren Schritt.